



Im Wald, da hirschelt es, da setzt man sich Hörner auf und spielt den Künstler: aus einem Film von Tourette TV des Duos Matthias Göring und Tobias Ives Zintel.

Mitten sind im Bier wir vom Schaum umgeben

Favoriten und andere Sympathieträger: In München entdeckt und fördert man plötzlich den eigenen Künstler-Nachwuchs

Die Nachwuchskunst wittert in München Morgenluft. Das ist bemerkenswert, denn hartnäckig hielt sich das Gerücht, mit progressiver Gegenwartskunst sei hier kein Staat zu machen – schon gar nicht, wenn diese aus München selbst stammt. Die heimischen Sammler, so hieß es, verhielten sich äbwartend, die Galerien gingen auf Nummer Sicher, und die Institutionen scheuten das Wagnis. Die Akademie der Bildenden Künste schien im eigenen faden Saft zu schmoren, und seufzend versicherte man, daß den Absolventen nur als „Auswanderer“ der Sprung ins Internationale gelinge. Gerechtigt war das Gejammer nur zum Teil. An Angeboten zeitgenössischer Kunst mangelte es in Museen und Ausstellungshallen jedenfalls nicht, wo im übrigen in den letzten zehn Jahren mehr Ausstellungen gemacht als halb Europa für offene Horizonte sorgten als sonstwo in Deutschland. Selbst an Heimspielen des künstlerischen Nachwuchses fehlte es nicht.

Wahr bleibt aber auch, daß junge Künstler wegen teurer Ateliermieten oder aus Furcht, bestenfalls als Lokalmatador zu enden, ins Rheinland oder nach Berlin entwandten. Schwerer aber als Isar-Image und Kostenfaktor wog offenbar mangelndes Selbstvertrauen und der fehlende Schluß. Denn die sich angesichts gleich dreier Museumsausstellungen mit Nachwuchs-künstlern in und aus München stellende Frage, ob Bayerkunst denn tatsächlich und gewissermaßen aus dem Stand das Niveau der überregionalen Liga schafft, weicht der Erkenntnis, daß nun erstmals die maßgeblichen Koordinaten stimmen. Zuerst schlugen die Seismographen im Galeriewesen aus, das sich, den flachen Konjunkturkurven zum Trotz, durch Neueröffnungen verjüngte und in einer wachsenden Off-Space-Szene sowie munter im Stadtraum vagabundierenden Künstlern und Ausstellern mehr als ein flippiges Dekor erhielt. Dank des Überangebots inzwischen sogar tage- oder wochenweise billig

zu mietenden Leerstands entwickelte der Nachwuchs Konzepte, die häufigen Ortswechsel als Stärke und Herausforderung beim Zeigen von Kunst einbauen.

Mit großen Augen sahen etablierte Galeristen zu. Mittlerweile gehen viele selbst auf Talentsuche in die Meisterklassen an der Akademiestraße. Auf einem Kunstmarkt, der immer hektischer nach Frischware verlangt, weicht ihre früher eisern betriebene Vermeidetaktil des Pflückens allzu junger Früchte dem Pragmatismus, Jungkünstler parallel zum Kunstmachen das Gebaren auf dem freien Markt üben zu lassen. Wie man junge Kunst geschickt als „Marke“ promotet, führt zum Beispiel die gefeierte Leipziger Malerei mit staunenswerter Chuzpe vor. Daß dabei auch in Sachsen nur mit Wasser gekocht und die „Young german art“ sogar vom Wirtschaftsministerium als Exportschlager gefördert wird, ermutigt gesamtdeutsch zum Aufbruch.

Das finden auch Professoren, die den Akademietrieb aufmöbeln. Olaf Metzel zum Beispiel, der vornimmt, wie man als „Berliner Schnauze“ sehr wohl von München aus Erfolg haben und sich auch noch nach dem Diplom um das Fortkommen seiner Zöglinge kümmern kann. Die meisten der achtzehn Künstler, die Susanne Gaensheimer und Helmut Friedel jetzt in ihrer provokant „Favoriten“ betitelten Schau im Kunstbau des Lenbachhauses vorstellen, stammen aus den Klassen von Olaf Metzel, Markus Oehlen und Günther Förg. So verschieden wie die Kunst dieser drei präsentieren sich auch die Schüler. Wie die Jungkünstler bauen und malen, performen und tönen, fotografieren und filmen, ersticken sie jeglichen Verdacht, nach dem Label einer „Schule“ zu schielen, wie es sich Leipzigs akademische Figuration umhängt.

Man wolle die „optimistische Stimmung in München“ einfangen, erklärte Susanne Gaensheimer, und ohne Anspruch auf Vollständigkeit „eigenständige neue Stimmen“ präsentieren, „die sehr wohl international

mithalten können“. Geschickt spannte sie mit Martin Fengel, Michael Sailstorfer und dem neuen Wunderknaben Florian Süssmayr bereits bekanntere Zugpferde vor den Karren, der hoffnungsvolle Ansätze geladen hat. Franka Kafers „Deutschlandvideo“ etwa, das mit der Alternativhymne von Bert Brecht und Hans Eisler bei deutscher Fahne und blanker Glatze den Codes politischer Korrektheit auf den Zahn fühlt. Oder Christian Engelmann, dessen Stuhlquartett wie die gummibandbetriebenen Wackelfiguren aus Kindertagen auf Knopfdruck in sich zusammenklappt und in die Aufrechte zurückschnellt. Daß vieles noch nachreifen darf, versteht sich bei Jahrgängen zwischen 1970 und 1980 von selbst.

Parallel lud Gaensheimer den Maler und Zeichner Andreas Hofer aus Berlin ins Lenbachhaus ein. So gibt ausgerechnet die geschmähte Stadt seiner Lehrjahre dem 1963 geborenen Künstler die Ehre seines ersten Museumssolos. In monumentalen Bildern und Höhlenbauten blättert er seinen persönlichen Kosmos auf, eine „Welt ohne Ende“, bevölkert von Unholden und Ritzern, Cowboys, Skeletten und Batman, vereint in kryptischem Komplot. Alle reiten sie durch eine kindlichen Phantasien nicht wahr sind und die Realität nur hinein darf, um verdaut zu werden. „Andy Hope 1930“ pflegt der Künstler zu signieren, schwarze Kreuze und Totenschädel setzt er dazu. Man darf gespannt sein, ob eine solche, von Gothic-Elementen durchzogene Neoromantik ihre Jünger findet.

Der Wille zum Netzwerk, den die Künstler an den Tag legen, verbandelt nutzbringend auch die jüngeren Kuratoren, die derzeit die wichtigsten öffentlichen Kunstinstitute der Stadt – Pinakothek der Moderne, Lenbachhaus, Haus der Kunst oder Kunstverein – mit Gegenwarts-kunst und internationaler Erfahrung bespielen. Aus dieser Szene erging der Tip an Chris Dercon, Florian Süssmayr im Haus der Kunst seine Pre-

miere zu gewähren. Ein gigantischer Erfolg für den 1963 geborenen Autodidakten, der seit zehn Jahren malt und virtuoses Talent auf lokale Impressionen konzentriert. Auf Biergläser in seinen Stammkneipen nämlich, Kritzkratze vom Tisch des Hofbräuhauses und Graffiti an der Kachelwand im Ostbahnhof; „Hey Arschlöcher“, so stand es dort – und die leere Chantré-Flasche gleich daneben. Auf Großformat gebracht, erinnern die Stilleben von Bier und Klo und von dort, wo das Land am dumpfsten ist, an manchen großen Moment der jüngeren Kunstgeschichte – jedenfalls vor Entzifferung der Texte. Süssmayr, ein bescheidener Typ, Fußballamateurl und Sympathieträger mit vielen Freunden in der ganzen Stadt, traut dem Hype selbst am wenigsten, den die örtliche Presse schon Wochen vor der Ausstellung anheizte, als gelte es vorzuführen, wie man aus einem netten Kerl einen ruhmreichen Künstler macht.

Vorsorglich stimmten sich die Feuilletons mit sportlich lockeren Hymnen ein. Wie planmäßig startete der *run*, der die Süssmayr-Preise in fünfstelligen Regionen sausen ließ; einer der führenden Galeristen am Ort stellt dieser Tage erstmals die „gute Malerei“ des Künstlers aus, den er seit Jahren kennt. Und wenn die Bilder nach Erörterung der Frage, ob das Bierglas nun halb voll oder halb leer ist, nichts mehr zu sagen haben, der wagt es momentan nicht, dies einzugehen. Schließlich stellte die renommierte Privatsammlung Goetz die Kirche wieder ins Dorf, als sie Behauptungen dementierte, sie besitze Süssmayr-Werke oder plane deren Ankauf. Der Versuch, mit „Mir san mir“-Gehabe auf die vorderen Ränge zu rumpeln, ist typisch münchenisch, sollte aber nicht davon ablenken, daß in der Stadt tatsächlich der Aufbruch ge-
probt wird.

BRITA SACHS

Andreas Hofer im Lenbachhaus und Florian Süssmayr im Haus der Kunst jeweils bis 1. Mai „Favoriten“ im Kunstbau des Lenbachhauses bis 16. Mai.